

Unversöhntⁱ

Wem, wenn nicht den Wissenschaften selbst, muß daran gelegen sein, daß die Grundsätze ihrer Wissenschaftlichkeit gewahrt werden. Ihre Verantwortung, ihre Moral hat sich insbesondere daran zu bewähren, wieweit sie ihre Freiheit in Forschung und Lehre - von

Bildung scheint nur noch Ausbildung übrig zu bleiben - mit ihrer Nützlichkeit zu vereinbaren weiß. Ihre Fortschritte (wie ihre Abwegigkeiten) aber bemessen sich erheblich nach dem, was vorher galt. Diese geschichtliche Seite ihrer Erkenntnis schlägt besonders dort zu Buche, wo sie deutend gebildet wird, in den Geisteswissenschaften. Sie können auf Geschichte nicht Verzicht leisten. Sie sind deshalb auch besonders anfällig für Zeitgeister. Nirgends trat ihre Verletzlichkeit offener zutage als angesichts der Prüfung, die ihnen der Faschismus abverlangte. Für die fremdsprachlichen Philologien unter ihnen sollte das Andersartige der Nachbarkulturen, das es zu vermitteln galt, nun das schlechterdings Feindliche sein.

Die Romanistik sah sich auf ihre Weise herausgefordert. Sie hatte neben Italien und Spanien die Sprach- und Geisteskultur Frankreichs nach Deutschland zu vermitteln. Die Ideologie ab 1933 verlangte jedoch deren Diffamierung. Den bösen Geistern tiefsitzender Vorurteile öffneten sich Tür und Tor. Die Anfechtungen des Faches wurden zwar vergleichsweise erst spät untersucht, sind inzwischen aber hinreichend einsichtig. Sie haben zu einer Typologie der Verwerfungen geführt, wie sie auch woanders leidvolle Erfahrungen wurden. Eine Reihe seiner Vertreter und gerade solche, die dieser Disziplin einen Namen machten, hatten keine Wahl: sie mußten gehen, wurden vertrieben; andere haben die Wissenschaft 'schamlos prostituiert' (F. Schalk); wieder andere blieben, ohne dazu gehören zu wollen. Doch wieviel Zugeständnisse waren nötig, ohne den Abstand zu verlieren? Wie sich verhalten, um intellektuelle Haltung bewahren zu können, sofern es darum überhaupt ging und nicht nur um bloßes Stillhalten. Ein Fall aus dieser dunklen Zeit bewegt die Romanische Philologie mehr als all die eindeutigen Fälle. Es ist Ernst Robert Curtius.

Warum wollen, auch vierzig Jahre nach seinem Tod, sein Rang und seine Rolle nicht klar werden? Sie wurden zuletzt überprüft anlässlich eines internationalen Kolloquiums im Elsaß, seiner Herkunft (E.R. Curtius et l'idée d'Europe, Paris 1995). Bereits die Tatsache ist bemerkenswert. Welchen deutschen Wissenschaftler wird schon eine solche Beachtung in Frankreich zuteil. Sie verdankt sich vor allem dem - romanistischen - Anspruch, der sich mit ihm verbinden läßt. Er verstand sich, vor 1933, als Mittler zwischen deutscher und französischer Geisteskultur - keine zeitgemäße Wahlverwandtschaft mit einer Nation, deren

Truppen insRuhrgebiet einmarschiert waren, um Reparationsforderungen aus dem 1. Weltkrieg zu sichern. Er würde sich für die "Negeneration" einsetzen, wurde ihm vorgeworfen. Nach 1933 wandte er sich von der nationalistisch zerrütteten Gegenwart ab, um sich und ihr in den lateinischen Wurzeln der europäischen Geistesgeschichte einen Fluchtpunkt der Gemeinsamkeit zu setzen. Dafür wurde ihm Verrat vorgeworfen.

Vor kurzem wurden die Akten des Kolloquiums einer vehementen Besprechung unterzogen (Michael Nerlich, Romanische Forschungen, H.3/4, 1997). Sie führen eine Auseinandersetzung fort, die bereits 1972 begann. Sie hat mit Curtius gewissermaßen einen sehr persönlichen Nürnberger Prozeß gemacht. Er lief jedesmal auf das gleiche Urteil hinaus: er überführte ihn der geistigen Mittäterschaft am nationalsozialistischen Verhängnis. Walter Böhlich, nach dem Krieg selbst noch Student bei Curtius, hat dies sachlich, aber mit Bestimmtheit als Entstellung abgewiesen (Die Zeit v. 6.12.96). Es blieb ohne Echo. Nerlich liest die verschiedenen Beiträge so, wie er sie will. Er nimmt, was weithin gegen, und läßt, was für Curtius spricht. Am Ende findet er ihn wieder da, wo er ihn schon immer sah: "auf seine Weise" zwar kein Nazi, aber pro-faschistisch, Rassist und ("virulenter") Antisemit, ein "Feind" Frankreichs, der in Wahrheit "haßte", was dem Freund Romain Rolland von Bedeutung war, die republikanische Tradition, die Klassik, der Rationalismus, 1789, der Positivismus, die Aufklärung ganz allgemein. Keineswegs innerer Emigrant, vielmehr "politischer Aktivist" sei er gewesen. Die Idee zu seiner Toposforschung (Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter 1948) - ein Plagiat von Hans Glunz. Mit der unerhörten Konsequenz, daß Leute wie Curtius die Jugend von damals indoktriniert und zur Waffen-SS gebracht hätten (gemeint ist der seinerzeit 17-jährige Hans-Robert Jauß).

Tote können sich gegen ihre Nachrufe nicht wehren. Niemand wird leugnen wollen, daß Curtius, wie andere, die geblieben waren, Kompromisse eingingen, die für sie selbst, erst recht für Spätere kompromittierend wirken mußten. Seine Zuwendung zu Frankreich nahm nicht an der Realität und Aktualität Maß. Sie hatte literarische, ästhetische Ursprünge. Aus ihnen gewann er ein - sein - hochgemutes Wahlfrankreich, mit betont nationalen, aristokratischen, elitären und weltbürgerlichen Zügen. Insgeheim, und das dürfte die intimste seiner Gefährdungen gewesen sein, hat er darin wohl seine eigenen Wertvorstellungen porträtiert. Das machte ihn anfällig für das aufziehende Sprachunheil. Sein schriftstellender Stil hielt ihn näher an der - deutschen - Sprache der Zeit als eine terminologisch abgesetzte Wissenschaftlichkeit. Sie teilte dadurch ein Vokabular mit solchen, die damit ganz andere Absichten verbanden. Das allerdings haben erst die Folgen gelehrt. Vieles, was den Fall Curtius so strittig und exemplarisch macht, ist, daß

Vergangenheitsbewältigung sich als ein Problem der Sprache stellt. Vor allem dort, wo, wie bei ihm und anderen, keine wirklich schuldhaften Bekenntnisse abgelegt und keine Unrechtshandlungen begangen wurden. Aber nicht minder auch bei denen, die eine - wissenschaftliche - "Haftung" (F.-R. Hausmann) für die Aufklärung des eingetretenen Verhängnisses übernehmen. Die Frage nach Schuld und dem Grund, auf dem sie gedeihen konnte, lebt in hohem Maße von der Interpretation ihrer Zeichen: im Grunde übt sie Diskurskritik. Die Tatsachen sprechen oft genug (eben) nicht für sich. Wer deshalb seine Stimme erhebt, steht seinerseits unter einer erheblichen Bringschuld. Er hat sich vor "philologischem Ethos und Argumentationsintegrität" auszuweisen. Dies hat Karl Thönnissen, auch er im Blick auf Curtius, geltend gemacht (arcadia 32/H. 2, 1997).

Eine solche diskursive Gerechtigkeit sieht sich überdies seit längerem und zusehends einer anderen womöglich noch größeren Belastung ausgesetzt. Es würde nichts helfen es zu leugnen: der Gegenstand der Vergangenheitsbewältigung altert und mit ihm die Generation erster Fragen. Wieviele haben nach dem Krieg geschwiegen; und wer jetzt noch Zeugnis geben könnte oder müßte, wird bald verstummt sein. Dann besteht das unheilvolle Geschehen nur noch in den nachgelassenen Zeugnissen fort. Vieles spricht inzwischen dafür, daß, wo der Erstbezug abgerissen ist, dies einen ganz anderen gleichsam zweiten Blick erzeugt. Er hat es einerseits mit einer Schuld und Sühne zu tun, die das Vorstellungsvermögen übersteigen, den Nachkommenden andererseits aber persönlich nicht mehr zugewiesen werden können. Rücken sie dadurch nicht zunehmend ins Schemenhafte, Ungegenständliche, Abstrakte ab? Wenn sie eine Lehre sein sollen, wird, langfristig, das größte Problem nicht in der Aufarbeitung, sondern in der Veranschaulichung und Vergegenwärtigung liegen (vgl. H. Ritter, FAZ). Sie aber bedürfen einer eigenen Kultur des Bedenkens. Ihr muß es auch darum gehen, dem Geschehenen eine Sprache zu geben, die auch bei denen noch Anteilnahme weckt, die sich selbst für unbeteiligt halten können. Das heißt: die Macht der Fiktion hat den Fakten der Geschichte aufzuhelfen. Welche Schwierigkeiten das machen wird, zeigt allein die Mahnmalsuche in Berlin. Dennoch hat diese zweite Phase der Verarbeitung längst begonnen. Was ist "Schindlers Liste" anderes als ein Versuch, sich artifiziell ein Bild zu machen, was in Wirklichkeit so schwer nachzuvollziehen ist. Oder "La vita è bella": ein Film von Roberto Benigni, in Italien das Filmereignis seit Weihnachten, der das Konzentrationslager als beklemmende Komödie aufführt. Wären solche Erfolge ohne akuten Bildermangel möglich? Sie haben allerdings ihren - hohen - Preis. Sofern sie geschichtliches Bewußtsein bilden - sie tun es mit den Mitteln der Unterhaltung. Solche sekundären Vergegenständlichungen aber schaffen

Raum für sekundäre Interessen. Der Erfolg der Filme wird in Dollar oder Zuschauer gemessen (321 Mill.). Und je mehr Vermittlung gefragt ist, desto größer wird, neben den Urhebern des Verhängnisses, die Rolle des Autors. Ein Hinweis darauf, sich im Namen der Aufklärung auch selbst einen Namen machen zu können.

Da in Deutschland das Unheil im Prinzip als solches historisch anerkannt, ja narzißtisch gepflegt wird (vgl. G. Koenen, FAZ v. 10.12.97, S. 43), bedarf es nicht einer forcierten Darbietung, um es noch entsprechend auffällig werden zu lassen? Ist so etwas nicht auch bei E. J. Richards oder D. Goldhagen im Spiel? Aber auch am Schauplatz Curtius scheinen sich solche sekundären Motive angesiedelt zu haben. Nerlich demontiert ihn zu einem Faschisten, um im Widerstand gegen ihn sich selbst rückwirkend als geistigen Résistance-Kämpfer auszeichnen zu können, der in kommunistischer und marxistischer Verantwortung handelt. Doch das ist nur eine Probe auf ein viel umfassenderes institutionelles Exempel. Was an Curtius zu statuieren war, soll Muster sein für eine neue Frankreichforschung. Keine Frage: sie ist ein Problem von Format, nach wie vor. Die stürmischen Selbstüberprüfungen des Faches in den 70iger und 80iger Jahren wollten wissen, welche 'gesellschaftliche Relevanz' bzw. wieviel systematische Härte dieser weichen Geisteswissenschaft abzugewinnen wäre. Eine veränderte Einstellung zum Text hatte wenig an der Einstellung zu Frankreich, Italien oder Spanien selbst verändert. Mehr Landeskunde oder 'French Studies' oder Frankreich Zentren - würde sie die Lösung sein?

Argumente des Wissens und Könnens sind nützlich. Aber stiften sie Zusammengehörigkeitsgefühle? Diese verdanken sich noch immer den Mühen des Verstehens. Die Situation hat sich unterdessen eher verschärft. Deutschland nimmt, wenn die Anzeichen nicht völlig täuschen, stetig und schweigend Abschied vom Kulturnachbarn Frankreich. A. Glucksmann hat jüngst die Paradoxie vertreten, daß Frankreich und Deutschland, je mehr sie sich technokratisch aufeinander einlassen, desto weniger intellektuell noch aneinander interessiert sind (Le Bien et le Mal. Lettres immoral d'Allemagne et de France, Paris 1997). Man darf - und soll wohl auch - über seinen Vorschlag streiten, ob im Kampf gegen das Böse, wie es zuletzt im Dritten Reich Gestalt angenommen hat, sich eine Gemeinschaft des Denkens bilden läßt. Seine Diagnose jedenfalls scheint nicht unbegründet. Während die Konten des Nützlichen wachsen, nehmen andernorts die kulturellen Rücklagen insgesamt ab. Alle behaupten, wie wichtig Fremdsprachen sind. Effektiv gewinnt nur Englisch; Frankreich fällt der Kurs des Deutschen, in Deutschland der des Französischen. Dramatische Abwanderungen zeigen sich auf dem Gebiet der Übersetzungen, dort gerade in der Belletristik. Nur noch rund 8 %

Anteile halten französische Werke gegenüber weit mehr als 70 %, die aus der englischen Sprache eingeführt werden. Früher waren es über 22 %. Umgekehrt gilt im übrigen das Gleiche. Das läßt sich als Nebenschauplatz nicht abtun. Literatur pflegt den sensibelsten Umgang mit der Muttersprache, mit dem also, worin sich eine Kultur elementar von anderen unterscheidet. Was sich ihr als denkbare Leben einbildet, ist vom gelebten nicht zu trennen. Was aber geschieht, wenn Nachbarn immer mehr miteinander zu tun haben, und sich immer weniger miteinander beschäftigen? Sollte im Haus Europa bereits aller nationale Eigensinn geschwunden sein? Wie es damit steht, mag in einer Art Ausschnittsvergrößerung das Magazine littéraire vom November 1997 belegen. Es hatte sich eine Bilanz von zwei Jahrhunderten deutsch-französischer Kulturbeziehungen gestellt - ein bemerkenswerter Blick auf eine Geschichte voll leidenschaftlicher Verstrickungen. Ihre letzte, Okkupation und Vichy-Regime wird jedoch gerade ausgespart. Ein Beitrag, von deutscher Seite, gibt dafür gewissermaßen die Rechtfertigung: auch dies sei nur eine Folge des Hasses der Deutschen auf die Franzosen; seine Geschichte, begonnen Anfang des 19. Jahrhunderts, halte bis in die Gegenwart an. Was Nerlich an Curtius aufdeckt, ist mithin Grundlage des ganzen Nachbarschaftsverhältnisses - und damit maßgeblich für eine neue Frankreichforschung der Romanistik. Doch was wäre mit einer Geschichte der Unversöhnlichkeit gewonnen? Versöhnung etwa?

Wolf Lepenies hat dem Problem in der selben Nummer ein anderes Format gegeben; und die französischen Beiträge waren es, die auf - leidgeprüfte - Wahlverwandtschaftlichkeit plädierten. Der Umgang mit häßlichen Klischees, und wäre es in bester Absicht, öffnet am Ende jene Büchse der Pandora, in der sich alteingesessene nationalistische Zerrbilder gesammelt haben. Die Ängste, die der Euro weckt, beginnen sie nicht schon ihre Sprache zu sprechen? Eines jedenfalls scheint sicher: wie weit auch die Europäer gemeinsame Sache machen werden, Franzosen bleiben Franzosen, Italiener italienisch, und die Schweizer, kämen sie in die EU, würden wohl noch schweizerischer. Doch: warum nicht? Nicht in der Andersartigkeit selbst liegt eigentlich das Problem, sondern in der Bereitschaft, sie als solche, als eine eigene "Heimwelt" gelten zu lassen. Mit diesem Begriff hat Husserl, noch in der Zeit, als Curtius für sein Frankreich eintrat, behauptet, daß alle unsere Geistesbildungen, bis hin zu den transzendentalen, sich letztlich einen Dialog von Eigenem und Fremdem verdanken. Je mehr die Nachbarschaften in Europa verstaatlicht werden, desto mehr könnte Anderssein deshalb eine Notwendigkeit werden, um sich seiner Eigenheiten zu vergewissern. Würden solche Beziehungen nicht kultiviert, verödeten sie. In leere Häuser aber ziehen gern Gespenster ein. Statt Unterschiede

als störend auszuräumen, würde einer Verständigung deshalb nicht mehr gedient, wenn dem individualistischen Bedürfnis nach Unterscheidung gerade entsprochen wurde?

Der Europäer ist, wenn überhaupt, eine Luftspiegelung am Ideenhimmel. Auf dem Boden der Realität braucht er deshalb - auf unabsehbare Zeit - noch eine Kultur der Differenz. Sie schützt vor bornierten Rücksichtslosigkeiten, wenn sie etwa französische Lebensbilder in Deutschland als anders, aber gleichwohl dazugehörig bewußt macht. Technisch, ideologisch oder per Verordnung läßt sich solche Toleranz allerdings nicht regeln. Nach wie vor ist es, wie ihr Ahnherr Schleiermacher sagt, nur einer mühevollen Kunst der Hermeneutik gegeben, "die Rede eines anderen richtig zu verstehen".

ⁱ ERNST ROBERT CURTIUS